

Beilage der Naunhofer Nachrichten.

Nr. 152.

Dienstag, den 25. Dezember 1900.

11. Jahrgang.

Ein Tag vor Weihnachten.

Ein Straßenbild.

(Nachdruck verboten)

„Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben“, so hört man allüberall die Kleinen jubeln und so mancher Seufzer wird laut: „Wenn es doch schon Abend wäre.“

Doch erst auf den Straßen dieses Leben! Ich mischte mich unter das fröhliche Treiben und beobachtete so Manches. Ich lasse mich drängen und stoßen, winde mich durch ein Chaos von Packeten und Schachteln und atme erleichtert auf, wie es allmählich ruhiger wird. Da kommt eine Schar Backfische, Arm im Arm. Ihr lustiges Lachen dringt zu mir.

„Du, Martha, weshalb warst Du nicht auf dem Eise? Es war herrlich dort und „er“ war auch da, die Augen hat er sich beinahe ausgehaut nach Dir.“ Ein paar Schüler nahen. Die Mägen schief, am Arme die Schlittschuhe, die Wangen gerötet vom scharfen Wind.

„Martha, sie kommen, ach das Glück, heute habe ich ihn schon zweimal gesehen!“

Ja die Jugend! Ihr erscheint Alles im rosigsten Licht, ob Schnee und Eis, ihr laßt stets die Sonne.

Mich locken die Schaufenster mit ihren geschmackvoll geordneten Geschenken, zwischen denen kleine Glüh-lämpchen wie bunte Blumen hervorleuchten.

Da steht ein junges Mädchen, dem mittleren Stände angehörig und schaut ganz entzückt auf all die schönen Sachen. Bald hat es etwas entdeckt was ihm besonders gefällt, ich sehe es an dem Ausleuchten seiner schönen Augen. Gewiß ist es eine Schneiderin, die den ganzen Tag über unermüdet thätig war. Nun rechnet sie wohl im Geiste aus, ob die erpärten Groschen reichen, zu einem Geschenk für ihr Mütterchen.

Ich muß doch auch sehen, was ihre Aufmerksamkeit gefesselt hat.

Was — eine Zigarrentasche!

Wie ich wieder aufschaue, ist sie verschwunden.

Doch da geht sie wieder vor mir und an ihrer Seite schreitet ein stattlicher, junger Mann, der sie zärtlich betrachtet.

Deshalb also die Zigarrentasche!

Die Liebe, die Liebe überall kommt sie hin und bringt ein wenig Sonnenschein mit.

Ein Spielwarengeschäft — am Tage von jauchzenden Kindern umringt, ist es am Abend öde und verlassen. Nur eine Dame in Trauerkleidern sieht da und schaut wehmütig auf die Püppchen, die Pferdchen, die Wagen, auf all die Dinge, die ein Kinderherz erfreuen. Sicher hat sie ihren kleinen Liebling verloren . . . so kurz vor Weihnachten. Nun liegen die hübschen Geschenke zu Hause und kein verlangendes Mermchen streckt sich nach ihnen aus.

Ein Herr und eine Dame kommen daher.

Sieh! Schau, das Schaukelpferdchen hier, für unsern Heini“, und sie schaut ihm bittend in die Augen.

Er nickt nur und bleibt stehen, das ernste Gesicht von einem Lächeln verschönt.

Im Geiste sieht er wohl den strahlenden Christbaum, davor sein junges, blühendes Weib, auf dem Arme den zappelnden Kleinen, der mit beiden Händchen nach dem Lichtern greifen will.

Leise drückt er seinem Frauchen die Hand und ein liebevoller Blick besahnt ihn.

Ich gehe sinnend weiter.

Ja, so ist es auf der Welt. Hier Freude, da Kummer und Schmerz und nichts als Unglück

Längst schon habe ich die breiten hellerleuchteten Straßen hinter mir. Halbdunkle Gassen sind es, durch die ich eilig schreite.

Da schreckt mich leises Weinen aus meinen Träumen auf. Beim fahlen Scheine der Laterne sehe ich ein kleines Mädchen stehen. Es blickt auf ein Geldstück in seiner Hand und die hellen Thränen sollen ihm über die Wangen.

„Warum weinst Du, liebe Kleine?“ frug ich das blonde Mädchen, mit dem lieben Gesichtchen.

„Ach, der böse Mann, er hat mir kein Wein gegeben, es wäre zu wenig Geld. Und Mama muß ihn doch haben, hat der Doktor gesagt, sonst muß sie sterben und dann weint Papa so sehr und ich auch“, spricht sie trauernd.

„Hier hast Du einen Thaler. Geschwind trockne Deine Thränen und dann kaufe den Wein für Dein krankes Mütterchen. Und wenn sie Dich fragt von wem Du das Geld hast, dann sage, das Christkind hätte es Dir gegeben.“

Einen Augenblick sieht sie mich prüfend von der Seite an, dann giebt sie mir dankend die Hand. Ich sehe sie noch eine Weile vor mir her laufen. Vor einem kleinen Hause macht sie halt, nickt mir noch einmal zu und verschwindet in dem dunklen Hausflur.

Lange schon bin ich in meinem gemütlichen Heim, umgeben von meinen Lieben. Ich stehe am Fenster und schaue auf die weiße Schneedecke, unter der alles Grün und alles Leben neuem Frühlinge entgegen schlummert.

Da ist es mir, als wenn über der träumenden Welt ein Engel schwebte — der Weihnachtsengel — und verkünde den Menschen: Friede auf Erden!

Der amtliche Bericht über das Unglück der „Gneisenau“

Ist gestern veröffentlicht worden. Darnach hat sich die Strandung des Schiffes folgendermaßen zugetragen:

Am Morgen des 16. Dezember herrschten auf der Rade von Malaga schwache nördliche umspringende Winde. Gegen 10 Uhr Vormittags schloß der Wind vollständig ein. Kurze Zeit darauf setzte plötzlich eine Bore aus Südost ein, der Wind frischte in wenigen Minuten bis zur Windstärke 8 auf und nahm andauernd an Stärke zu. Der Kommandant befahl sofort bei der ersten Bore, den einen Kessel, welcher Dampf auf hatte, aufzufeuern und die übrigen Kessel anzustücken, um dann in See zu gehen. Inzwischen fing das Schiff bereits

an zu treiben. Es wurde daraufhin der Maschine der Befehl gegeben, das Dampfaufmachen soviel als irgend möglich zu beschleunigen. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde kam die Meldung, daß die Maschine mit langsamer Fahrt gehen könnte. Da das Schiff mit dieser Maschinenleistung Fahrt voraus machte, entschloß sich der Kommandant, Kette zu schlappen und frei zu dampfen. Kurze Zeit, nachdem dies geschehen war, verlagte die Maschine. Das Schiff trieb nun bei dem starken Winde sehr schnell achteraus, worauf der Kommandant den Vordorbanker fallen ließ. Der Anker hielt jedoch nicht; das Schiff trieb weiter auf die Dismole zu. Als der Kommandant sah, daß keine Rettung für das Schiff möglich war, ließ er „Schotten dicht“ anhängen. Kurze Zeit darauf stieß das Schiff mit dem Heck auf die Steine der Mole. Gleich darauf kam von der Maschine die Meldung, die Maschinen-Abteilung laufe voll Wasser. Bei jeder rollenden See wurden die Stöße härter, und da der Kommandant die Aus-sichtslosigkeit der Rettung ein sah, gab er den Befehl: „Alle Mann aus dem Schiff!“ Dem entsprechend be-fahl der erste Offizier: „Die Steurbordboote zu Wasser, Leinen an Land geben und an diesen das Schiff ver-lassen!“ Es wurden von Bord aus Leinen an Land gegeben, und an diesen versuchte die Mannschaft sich zu retten. Die ersten Leinen wurden von den Spaniern wahrgenommen, die anderen durch die an Land bereits geretteten Leute. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde, während welcher Zeit das Schiff stets schwer auf die Felsen schlug, fing es an, langsam zu sinken und sank bis an die Höhe der Untermasten. Der noch an Bord befindliche Teil der Mannschaft enterte zum Teil in die Tafelage und wurde von dort aus mit Leinen gerettet. Verhalten der Besatzung war aus-gezeichnet. —

Vermischtes.

* Unsere Hausfrauen haben manches gelernt, was sie in den Büchern nicht finden würden. So haben sie z. B. immer behauptet, daß geschüttelter Zucker weniger süßt, als geschlagener, was meist mit einem zweifelnden Achselzucken beantwortet wird. In Wirklichkeit hat die Sache aber ihre Richtigkeit. Das Zerschneiden des Zuckers geschieht mittelst Kreisbögen, die sich mit großer Schnelligkeit drehen. Dabei erhitzen dieselben sich natur-gemäß und erhitzen an der Schnittfläche auch den Zucker, sowie den gepulverten, der herabfällt. Infolge dieses Erhitzens verwandelt sich letzterer sowohl als der Stücken-zucker an seinen Schnittflächen in Traubenzucker. Letzterer aber ist, wenn bei kalten Nahrungsmitteln, Limonaden etc. verwendet, 1 1/2 mal weniger löslich, als der richtige Zucker und süßt dreimal weniger als dieser. Unsere Hausfrauen haben also vollkommen recht, wie sie es ja manchmal der Wissenschaft gegenüber behalten, wenn diese sich ausschließlich auf den Buchstaben und nicht auch auf Erfahrung stützt.

* Des Grafen Zepelin Sorgen und Hoffen. Aus dem blauen Kether seiner Zukunfts träume mußte der mutige Graf wieder zur schmerzlichen Prosa dieser Erde zurückkehren. Wie bereits in einem Privattelegramm

Des Rätsels Lösung.

Kriminalroman von Fr. Ferd. Tamborini. 24

„Ich sehe nicht an, zu erklären, Fräulein Sophie Raps ist das Opfer einer unglückseligen Verletzung von Umständen geworden; sie hat nichts mit dem Verbrechen zu thun. Ich habe meine Pflicht gethan, meine Herren Geschworenen, thun Sie jetzt die Ihrige.“

Als Freitmann geendet, gähnte es im Zuschauerraum, aber der Ort gestattete keine Beifallsbezeugung. Eine mühsam verhaltene Freude verurteilte eine Unruhe, die den Präsidenten zu einem Nachruf veranlaßte.

Der Verteidiger Seipels wollte eben das Wort ergreifen, als ein Gerichtsdiener zu Dr. Freitmann trat und ein Telegramm überreichte. Der Rechtsanwalt hat um einige Minuten Pause, riß die Depesche auf und durchslog sie. Dann wandte er sich mit unverkennbarer Erregung an den Präsidenten und bat, ihm eine kurze Bemerkung zu gestatten.

Der Präses nickte und Freitmann las: „Mörder ermittelt, hat selbst gestanden, Beweise in ausreichendem Maße vorhanden. Bin erkrankt und bitte um Ihren Besuch hier in S. . . Otto Laubell.“

Nach diesen Worten war es einige Sekunden totenstill im Saale. Sophie war erschöpft zurückgesunken, Seipel hielt sich wie erstarrt an der Schwanz der Anklagebank. War es denn möglich? Plötzlich Freiheit, Glück aus dunkler Nacht! Der Mörder war ermittelt. Des Rätsels Lösung gefunden. Man fragte sich gar nicht, wer der Thäter sein konnte; alle Empfindungen traten zusammen in dem einen Gefühl: frei! Frei und vielleicht glücklich vereint!

Auf Wunsch der Verteidigung hob der Präsident die Sitzung auf und vertagte sie bis auf weiteres.

„Sie werden freigesprochen!“ hallte es auf den Korridoren, wo sich das wogende Gedränge der Straße zu wälzte.

Zwei Tage nach der letzten Gerichtsverhandlung langte

Dr. Freitmann in S. . . an. Er war hochgespannt, was ihm Laubell zu sagen hatte; also seine Menschenkenntnis hatte ihn nicht getäuscht.

Im Hospital, wo Dr. Freitmann seinen Klienten finden sollte, wurde er durch einige Korridore an das Zimmer Laubells geführt. Vor demselben empfing ihn eine Krankenwärterin, die geräuschlos aus der Thür trat und nach seinen Wünschen fragte.

„Dr. Freitmann ist mein Name,“ antwortete er, „ich habe mit Herrn Laubell zu unterhandeln.“

„Ah, Sie sind der so ungeduldig Erwartete,“ war die Antwort, „bitte, treten Sie ein; Ihre Anwesenheit wird den Kranken vielleicht beruhigen.“

„Steht es schlimm mit ihm?“

„Hoffnung ist nicht mehr vorhanden; ich weiß nicht, ob Sie wissen, ein Eisenbahn-Zusammenstoß.“

„Habe keine Ahnung.“

„Gewiß, hier in dem nahen N.-B. . . eine furchtbare Katastrophe. Herr Laubell und vier andere Reisende sind tödlich verwundet hierher transportiert worden, einer ist gestern gestorben.“

Dr. Freitmann war aufs höchste überrascht; die Wärterin öffnete die Thür, zog sie jedoch wieder zu und meinte: „Es ist gewiß besser, ich bereite Herrn Laubell erst ein wenig vor. Ach, er ist sehr schwach, die Lunge, verstehen Sie . . .“

Die Herren waren allein. Ein geräumiges Gemach mit zwei hohen Fenstern, die jedoch fast durch dunkle Vorhänge verschlossen waren. Das Krankenzimmer. Mit mühsam zurückgehaltener Ergriffenheit drückten sich die Männer die Hände.

Jetzt, beim Anblick Freitmanns, belebten sich die blassen Gesichtszüge, die ermatteten Lebensgeister flackerten noch einmal auf, als ob die alte Kraft zurückkehren wollte. Dankbar blickte er den Juristen an und sagte: „Meinen besten, aufrichtigsten Dank, Herr Rechtsanwalt, daß Sie gekommen sind. Ihre Güte soll nicht unbekannt . . .“

Freitmann wehrte ab. „Sprechen wir von der Hauptsache.“

„Ja, ist Fräulein Raps frei?“

„Sie wird es sein, sobald der Mörder eingekerkert ist.“ Laubells Gesicht verfinsterte sich. „Der Mörder ist . . . tot!“

„Was?“

„Aber Beweise habe ich: Zeugen habe ich, auch direkte Beweise von ihm, dem Thäter.“

„Das genügt ja.“

„Ich danke Ihnen nochmals.“

Und nun erzählte er seine Erlebnisse, vom Ableben der Frau Seipel jun. an bis zu jenem Verfolgungsmarich, den er hinter dem schwarzen Raps befreiten, und das wird ja gelingen. Ich bin zufrieden. Bedenken Sie: der Mörder ist bestraft; er ist schrecklich verstümmelt worden. Das muß ich Ihnen erzählen. Ich hatte also versucht, mit dem Individuum, das ich verfolgt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich ließ dabei fallen, daß ich im Laufe des Nachmittags einem recht traurigen Ereignisse, der Beerdigung einer jungen Frau Seipel, beigewohnt habe. Gerade, als ich den Namen nannte, wurden wir furchtbar erschüttert und scheinbar in die Luft geschleudert. Mir schwanden sofort die Sinne, später erwachte ich aus der Betäubung. Alles finster um mich her; ich tastete umher und merkte, daß ich eingekerkert war; ein Weibchen aus meiner Lage war undenkbar.